



„Das Blut klebt an diesen schönen Spielen“

Vor 50 Jahren starben elf israelische Sportler beim Olympia-Attentat in München. Shaul Ladany und Gad Tsabari gelang damals die Flucht. Ein Gespräch über das Leben danach

Von Patrick Bauer und Thomas Bärnthaler, Süddeutsche Zeitung Magazin,
01.07.2022

Bevor es losgeht an diesem kühlen Märztag, schenkt Gad Tsabari den beiden Reportern und sich drei Gläser Brandy ein. Es ist noch früh am Vormittag, aber den müsse man probieren. Tsabari, 78 Jahre alt, dunkler Teint, Ringe unter den Augen, brennt ihn selbst. Er hat auch einen Weinhang am Stadtrand. Den Cabernet Sauvignon verkauft er hier in seiner kleinen Bar neben einer Tankstelle an einer Ausfallstraße von Tel Aviv. Zwei staubige Fernseher stehen auf der Durchreiche.

Tsabari öffnet nur noch, wenn ihm danach ist – nicht mehr oft.

Hinter ihm, an der Wand, hängt ein Schwarz-Weiß-Foto: Zwei kleine, muskulöse Männer in hautengen Ganzkörpertrikots, der Kampfrichter hebt Tsabaris Arm. Damals hatte er noch dichtes Haar. Mehrfach war er israelischer Meister im Ringen. Freistil, Papiergewicht bis 48 Kilo. Beim Fußball lachten sie ihn aus, klein, wie er war. Also kämpfte er. Etwas anderes blieb gar nicht übrig in diesem Viertel, in dieser Familie.

Seine Eltern waren 1920 aus Jemen geflohen, Juden auf der Suche nach Schutz und Heimat. Mit seinen eigenen Händen hatte der strenge Vater nicht nur eine Synagoge nebenan, sondern auch dieses Haus gebaut.



So kommt es, dass Gad Tsabari heute über seiner Bar wohnt. Er, kein Papiergewicht mehr, aber immer noch kernig, zeigt auf ein anderes Foto hinter den Resopal-Tischen.

Eine gerahmte, vergilbte Zeitungsseite: der Einmarsch des israelischen Teams bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in München am 29. August 1972. Gad Tsabaris größter Moment.

Nur eine Woche später folgte sein dunkelster: Ein achtköpfiges palästinensisches Terrorkommando stürmte das israelische Quartier im Olympiadorf, Connollystraße 31, ermordete zwei Sportler, nahm neun weitere als Geiseln. Die Terroristen forderten erst die Freilassung von 232 Gesinnungsgenossen, was Israel ablehnte, dann freies Geleit nach Kairo. Bei der missglückten Befreiungsaktion tags darauf am Flughafen Fürstenfeldbruck kam es zum Fiasko: »Alle elf Geiseln« starben. So heißt es immer. Nur: Eigentlich waren es zwölf. Man kann sein Leben verlieren, ohne zu sterben. Gad Tsabari war in der Gewalt der Terroristen, aber wie durch ein Wunder gelang ihm die Flucht. Danach kam er nie mehr auf die Beine. Tsabari schenkt sich noch einen Brandy ein. Für den Weg, sagt er, kippt ihn runter und steigt ins Auto.

Gut hundert Kilometer sind es ins Städtchen Omer nahe Be'er Scheva, am Rande der Wüste Negev. Dort lebt Shaul Ladany, der das Olympia-Attentat ebenfalls überlebt hat. Er war unentdeckt von den Entführern aus seinem Apartment entkommen.

Ladany, der im Jahr der Nazi-Spiele 1936 in Jugoslawien geboren wurde, ist heute 86.

Die New York Times nannte ihn mal den »ultimativen Überlebenden«. Als Achtjähriger war er mit seinen Eltern aus dem Exil in Ungarn nach Deutschland deportiert worden, ins Konzentrationslager Bergen-Belsen. Die Familie gehörte dann zu den wenigen Juden, die durch Verhandlungen ungarischer und schweizerischer Organisationen mit der SS freigelassen wurden. Im neuen Staat Israel wurde Ladany Professor für Ingenieurwesen und meldete acht wegweisende Patente an.



Aber bekannt wurde er als einer der besten Geher der Welt. Seit 50 Jahren hält er den israelischen Landesrekord über 50 Kilometer und den Weltrekord über 50 Meilen.

In den vergangenen Jahren sind sich Ladany und Tsabari immer mal wieder auf Gedenkveranstaltungen begegnet. Aber miteinander haben diese sehr verschiedenen Männer nie öffentlich über das Erlebte gesprochen, das sie verbindet. Ladany redet viel, warnt Tsabari während der Fahrt. Wenn man ihn nicht stoppe, gehe das bis zum Morgen.

Im Auto aber ist es Tsabari, der nicht mehr aufhört zu reden. Seine holprigen englischen Sätze münden meistens in zwei hebräischen Begriffen: »balagan« und »kacha«. Chaos und »so ist das eben«. Anders als Ladany, der nach München noch viele Erfolge feierte, hat Tsabari sein Trauma nie überwunden. »I am kaputt«, sagt er. Direkt nach dem Anschlag zahlte Deutschland über das Rote Kreuz eine Million Mark an die Familien der Toten.

Dreißig Jahre später, nach langem Streit, weitere drei Millionen Euro, als »Geste«, nicht als Entschädigung. Doch bei ihm, der traumatisierten Geisel, sagt Tsabari, kam nie Geld an. Und das, glaubt er, habe mit seiner jemenitischen Herkunft zu tun. »Weil ich schwarz bin«, sagt er, jetzt lauter, und: »Golda Meir fucked me!« Die Ministerpräsidentin, 1972 im Amt, habe ihn verraten. Auf das heutige Treffen mit dem Nationalhelden Shaul Ladany freue er sich trotzdem. Es sei gut, 50 Jahre nach München alles auf den Tisch zu legen und Bilanz zu ziehen.

Gegen 12 Uhr sperrt Shaul Ladany sein Gartentor auf. Die Sonne scheint auf die Bauhausformen seines Kalksteinhauses, an dessen Fassade ein eisernes Strichmännchen angebracht ist, ein Geher mit Brille. Ladany's Gang ist gebückt, aber man sieht sofort die typische Geher-Bewegung. Bis zum 85. Lebensjahr, erzählt Ladany, lief er zum Geburtstag die Zahl seiner Jahre in Kilometern.

Das Interview findet an einem Holztisch im Wohnzimmer statt. Trinkgläser stehen nicht darauf, dafür einer von unzähligen Pokalen. Ein ganzes Regal ist voll



davon. Die Wände sind dicht behängt mit Gemälden, Fotos, Urkunden, Auszeichnungen. Ladany hat zusammengetragen, was ihn ausmacht –

Zeugnisse von Verfolgung und Krieg, aber auch zionistische Kunst und persönliche Triumphe. Viele Möbel gehörten einst Verwandten, die den Holocaust nicht überlebten.

Ein Gemälde zeigt das KZ Bergen-Belsen. In der dortigen Gedenkstätte wurde Ladany's Sammlung 2019 ausgestellt. Das Plakat dazu zeigt ihn beim Zieleinlauf, Überschrift: »Lebensläufe«. Gad Tsabari wirkt in diesem Privatmuseum noch ein bisschen kleiner.

SZ-MAGAZIN Wann sind Sie sich zum ersten Mal begegnet?

SHAUL LADANY 1972, kurz vor den Olympischen Spielen. Das israelische Team traf sich in Tel Aviv, insgesamt 15 Athleten. Drei davon kannte ich bereits von den Spielen in Mexiko vier Jahre zuvor – aber da war Gad noch nicht dabei gewesen.

GAD TSABARI Ich habe ein Foto von diesem Treffen vor unserer Abreise nach München.

Mit welchen Gefühlen reisten Sie nach München?

TSABARI Das war für mich ein Wettbewerb wie jeder andere. Egal, wo ich antrat: Ich wollte gewinnen. Zwei Jahre vorher war ich zum ersten Mal in Deutschland gewesen. Nach dem Turnier damals lag ich im Hotel, als mein Trainer anrief: Es findet spontan noch ein Freundschaftskampf statt, komm zurück! Das Problem: Ich war betrunken.

LADANY Das hätte mir nie passieren können. Ich habe nie getrunken.

TSABARI Ich habe den Kampf trotzdem gewonnen. Dieser Trainer war Mosche Weinberg, den wir »Muni« nannten. Er starb in München. Sechs Tage vor dem Attentat war er noch mit mir in der olympischen Halle bei einem Vorkampf. Nach der ersten Runde hatte ich einen Cut über dem Auge. Man wollte mich ins Krankenhaus bringen, aber ich sagte: Ein Taschentuch reicht! Am Ende wurde ich Zwölfter.



LADANY Ich wurde zwei Tage vor der Geiselnahme Neunzehnter über 50 Kilometer Gehen. Es lief nicht nach Plan, eigentlich war ich gut in Form.

Für Sie, Herr Ladany, müssen die Olympischen Spiele in Deutschland etwas Besonderes gewesen sein.

LADANY Ja. Aber nicht, weil ich den Holocaust überlebt hatte. Sondern als Sportler: Wenn man einmal bei den Spielen war, will man wieder dabei sein. Ich war vor München für Rennen in Deutschland gewesen.

Ich achtete immer auf das Alter der Menschen: War jemand alt genug, der Nazi-Maschinerie gedient zu haben, mied ich ihn. Mit Jüngeren hatte ich kein Problem.

Hatten Sie in München Sicherheitsbedenken?

LADANY In den Monaten zuvor hatte es Anschläge auf israelische Flugzeuge und Flughäfen gegeben. Vor unserem Abflug bekamen wir Anweisungen: Nehmt keine Geschenke an, es könnte eine Bombe sein! Ich kannte das Risiko. Aber Angst hatte ich nie. Ich war nur vorsichtig. Am Tag, als wir nach München flogen, wurde in der Zeitung vor Attacken auf unser Team gewarnt.

Heute weiß man, dass konkrete Warnungen von den deutschen Behörden nicht ernst genommen wurden.

LADANY Weil jeder glaubte, für die Zeit der Olympischen Spiele herrsche Frieden zwischen allen Völkern, wie in der Antike. Auch ich konzentrierte mich nur auf den Sport: Hier in Deutschland hatte man mich einst umbringen wollen, und jetzt war ich wieder hier – als einer der Besten der Welt. Ich erinnere mich an einen Zeitungsartikel vor dem Anschlag, unter dem Bild von mir beim Olympischen Rennen stand »Shaul Ladany geht auf vertrautem Boden«.

Manchmal, wenn Tsabari ins Hebräische verfällt, übersetzt Ladany geduldig Wort für Wort. Wenn sein Hund bellt, unterbricht Ladany das Gespräch, horcht, spricht weiter. Am Tag zuvor sind in einem nahe gelegenen Einkaufszentrum vier Menschen bei einem Messerangriff eines Palästinensers ums Leben gekommen. Der erste Anschlag in Be'er Scheva seit sieben Jahren, sagt Ladany. »Wir haben gelernt,



damit zu leben.« Er will Pizza bestellen für die Gäste. Seit seine Frau Shoshana, geboren in Deutschland, später Professorin für Biochemie, vor vier Jahren verstorben ist, muss Ladany allein für sich sorgen. Auf ihrem Grabstein steht: »Überlebende der Pogromnacht«, 1938 war sie vier.

Gehen wir zurück ins Jahr 1972. Bis zum 5. September waren es in München die »heiteren Spiele«.

LADANY Die Euphorie hatte auch uns Athleten erfasst. Im Olympiadorf war alles mit Blumen geschmückt und in hübschen Farben gestrichen. Die Wachen trugen keine Waffen. Man merkte, dass Deutschland zeigen wollte, dass es nicht mehr das Land von 1936 ist.

Machte Sie das misstrauisch?

LADANY Gar nicht. Ich hatte kein Problem mit diesem neuen Deutschland. Aber eines fiel mir auf: Im Olympiadorf konnte jeder rein und raus. Es reichte, eine Trainingsjacke zu tragen. Am Eingang stand »Kein Zutritt«, aber niemand kontrollierte, ob man wirklich Sportler war. Die Deutschen sind es gewohnt, Befehle zu befolgen, dachte ich, da reicht eben ein Schild.

TSABARI Mich erinnerte die Atmosphäre in München an einen Karneval. Es gab einen Raum im Olympischen Dorf, in dem man Schach mit großen Figuren spielen konnte, da war ich oft. Dort wurde zum Beispiel das WM-Match zwischen Bobby Fischer und Boris Spasski nachgespielt.

LADANY Tatsächlich? Ich habe immer nur trainiert. 80 Kilometer am Tag. Am Tag vor dem Attentat hatte ich zum ersten Mal frei. Ich fuhr in die Stadt, um Souvenirs zu besorgen. Am Abend war unser Team zu einem Theaterbesuch eingeladen, zu einer Aufführung des Musicals Anatevka, mit israelischen Schauspielern. In der Pause durften wir hinter die Bühne. Da entstand das letzte gemeinsame Foto mit den elf Getöteten.

Der Lieferant von »Pizza Hut« ist da. Ladany bittet in die Küche. Auf seinen Schränken sind Dutzende Pfeffermühlen aufgereiht, auch die sammelt er. Der



Kühlschrank dagegen ist fast leer, Ladany findet noch eine Flasche Pepsi. Tsabari isst nur ein Anstandsstück und wischt sich dann die fettigen Hände mit der Serviette ab. »Weißt du noch«, fragt er, »wie ich dir vor deinem Rennen in München noch die Haare geschnitten habe?« – »Ach, wirklich?«, sagt Ladany. »Daran kann ich mich nicht erinnern.« Nach dem Essen, bei den Fotoaufnahmen, posieren sie Arm in Arm, so wollen es Fotografen oft. Dann wird Ladany vor seiner Trophäenwand fotografiert. Der größte Teil seiner Sammlung sei nicht hier, sondern in Bankschließfächern, sagt er. Tsabari sitzt abseits. All seine Pokale, sagt er leise, sind weg. Bei seiner Ex-Frau, zu der er keinen Kontakt mehr will. Sie sprachen nicht mal auf den Hochzeiten der beiden Kinder ein Wort. »Ich habe meine Geschichte, das reicht mir«, sagt Tsabari.

Nach dem Besuch im Theater gingen Sie schlafen. Was geschah dann?

TSABARI Gegen halb fünf am Morgen hörte ich einen Knall. Ich wollte weiterschlafen. Kurz danach hörte ich Stimmen. Ich schaute wieder auf die Uhr. Es war zehn vor fünf. Wir wohnten in Apartment Nummer drei. Ich stand auf, um zu schauen, was los sei, nur in Unterwäsche. Draußen sah ich im Nebenzimmer einen Mann, wie er eine Kalaschnikow auf meine Ringer-Kollegen Mark Slavin und Eliezer Halfin richtete. Als er mich sah, zielte er auf mich und befahl mir auf Englisch, zu den anderen zu gehen. Mein Zimmergenosse David Berger, der Gewichtheber, machte den gleichen Fehler wie ich und kam aus unserem Zimmer. Der Terrorist schickte uns vom zweiten Stock die Wendeltreppe hinunter. Unten sahen wir drei weitere Terroristen. Mein Trainer Mosche Weinberg, der in Apartment eins untergebracht war und sich von Anfang an gewehrt hatte, wie ich später erfuhr, lag am Boden, mit einem Tuch bedeckt. Vor uns vier Terroristen mit Kalaschnikows und Handgranatengürteln. David Berger, der hinter mir stand, sagte zu mir: Lass uns versuchen, sie zu kriegen, wir haben nichts zu verlieren. Einer der Terroristen verstand ihn und stieß ihm seine Waffe in den Oberkörper. Er schrie, wir sollten in Richtung Apartment eins gehen. Ich war der Erste in unserer Reihe. Da stand dann ein Terrorist mit Sturmhaube und Maschinengewehr. Er deutete mir damit, stehen zu bleiben. Ich sah den Ausgang und rannte einfach los, im Zickzack. Ich hörte ein paar Maschinengewehrsalven, aber



rannte einfach weiter. Ich erreichte den Zaun des Olympischen Dorfes und wuchtete mich hinüber. Ich ging ins erste Haus, das ich sah. Da saßen Menschen, denen ich auf Englisch erzählte, was passiert war. Aber ich glaube, sie hielten mich für einen Spinner. Sie fingen an zu scherzen. Ich sah einen weiteren Mann und erzählte dem noch mal alles. Ich ging mit ihm zum Zaun, und beim Wort »palästinensische Terroristen« begriff er endlich und zog mich zurück zu ihrem Haus. Erst da sah ich, dass ich bei CBS war, dem amerikanischen Fernsehsender. Sie brachten mich zur Polizeistation im Olympischen Dorf. Nach fünf Stunden kam eine Übersetzerin, die Deutsch und Hebräisch sprach, und ich gab alles zu Protokoll. Ich sagte ihnen, dass ich fünf Terroristen gesehen habe und nicht weiß, wie viele es insgesamt sind. Sie gaben mir Schuhe und etwas zum Anziehen und fuhren mich zu einer Polizeiwache in der Stadt und schließlich zurück ins Hauptquartier oben im Hochhaus im Olympischen Dorf. Da blieb ich, bis man im Fernsehen die Landung der Hubschrauber und die Ankunft der Geiseln am Flugplatz sah.

Was haben Sie in den langen Stunden bis dahin gemacht?

TSABARI Journalisten versuchten, mich zu interviewen, aber ich hatte keine Lust zu reden. Woran erinnern Sie sich, Herr Ladany?

LADANY Wir kamen gegen Mitternacht zurück aus dem Theater. Muni Weinberg bat mich, ihm meinen Wecker zu leihen. Er musste früh aufstehen, um Mark Slavin zum Wiegen zu bringen. Ich stellte ihm den Wecker auf fünf und ging auf mein Zimmer in Apartment zwei. Dort fing ich an, Artikel über meinen Lauf aus den Zeitungen zu schneiden. Gegen drei legte ich mich schlafen. Plötzlich weckte mich mein Mitbewohner Zelig Shtorch: Muni sei von Arabern getötet worden! Zelig war ein lustiger Kerl. Zuerst dachte ich an einen schlechten Scherz. Aber mein Zimmergenosse Avraham Melamed saß bereits auf seinem Bett und zog sich an. Ich schlüpfte in meine Laufschuhe und verließ die Wohnung. Alles war ruhig. Erst vor dem Eingang zu Apartment eins stand ein Mann. Er hatte dunkle Haut und schien unbewaffnet zu sein. Vor ihm sah ich vier Beamte des Olympischen Dorfes. Einer von ihnen bat den Mann, dem Roten Kreuz Zugang zu gewähren, um einem Verletzten zu



helfen. Er lehnte ab. Sie appellierten an seine Menschlichkeit. Er antwortete: »Die Juden sind auch nicht human.« Da wusste ich, dass etwas Schlimmes vor sich geht. Später erfuhr ich, dass das Issa war, der Kopf des Terrorkommandos. Ich ging ins Haus zurück und fragte Zelig, was passiert sei. Er zog den Vorhang weg und deutete auf einen dunklen Fleck auf dem Gehweg: »Das ist Munis Blut!« Einer von ihnen bat den Mann, dem Roten Kreuz Zugang zu gewähren, um einem Verletzten zu helfen. Er lehnte ab. Sie appellierten an seine Menschlichkeit. Er antwortete: »Die Juden sind auch Geschichte, seine Vitriolen sind voll mit Trophäen. Einer sagte: Lass uns abhauen, bevor die Araber uns auch noch holen. Die anderen f lohen über die Terrasse und liefen im Zickzack vom Haus weg. Ich zog meinen Trainingsanzug über meinen Pyjama und ging hoch in den fünften Stock, wo Shmuel Lalkin wohnte, unser Chef de Mission. Wir verstanden uns zwar gerade nicht gut, aber mir war klar, dass er gewarnt werden musste. Ich klopfte an seine Terrassentür. Er wusste schon Bescheid und wartete auf einen Anruf. Da klopfte es noch mal von außen. Es war Yehuda Weinstain, der Fechter aus meinem Apartment, der Lalkin ebenfalls warnen wollte. Wir rannten zusammen nach unten und trafen auf einen Polizisten, der uns ins Hauptquartier brachte. Dort traf ich Gad, und er erzählte mir, wie er entkommen war. Als er sagte, dass er nun verhört werde, drängte ich mich zu ihm in den Verhörraum. Ich sagte: Schaut nach Autos, ich glaube, basierend auf dem, was Gad sagt, dass sie versuchen, die Geiseln aus dem Dorf zu bringen. Ein Polizist bat mich freundlich wieder hinaus und sagte, sie würden alles tun, was nötig sei. Tuvia Sokolovsky, der Gewichtheber, kam aus dem Verhörraum und erzählte, er habe in Gads Apartment drei gehört, wie der Kampfrichter Yossef Gutfreund – er war später auch unter den Toten, ein Zwei-Meter-Mann – rief: Haut ab! Gutfreund hatte die Tür mit seinem ganzen Gewicht zugedrückt. So konnte Tuvia über die Terrasse entkommen. Was genau mit Gads Trainer Muni Weinberg passierte, wie er in die Hände der Terroristen fiel und starb, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Oft hieß es, er habe die Terroristen an unserem Apartment zwei vorbei zu Apartment drei geführt, weil er hoffte, die Ringer und Gewichtheber könnten sich besser wehren als wir Leichtathleten. Dann hätte ich ihm wohl mein Leben zu verdanken. Aber in all den Jahren pickten sich die



Journalisten ihre verschiedenen Versionen heraus. Es stimmt übrigens auch nicht, dass ich zuerst das US-Team gewarnt hätte. Ich habe mir nach der Flucht lediglich von meinen amerikanischen Geher-Freunden Rasierzeug geborgt. Danach wollte ich meine Frau von einer Telefonzelle anrufen, kam aber nicht durch. Mit ihr zu sprechen gelang mir erst sehr spät am Abend im Hauptquartier, als wir die Hubschrauber sahen, in denen die Geiseln und die Terroristen weggebracht wurden.

Hatten Sie Hoffnung, dass es gut ausgeht, als die Hubschrauber in Richtung Flugplatz Fürstenfeldbruck starteten?

LADANY Ich dachte, dass sie gerettet werden.

Ohne jeden Zweifel.

TSABARI Ich auch. Als ich vom Fenster sah, wie unsere Kameraden aneinandergefesselt in die Hubschrauber stiegen, zusammen mit den Terroristen, dachte ich noch kurz: Ich habe eine Chance auf einen Hubschrauber-Flug verpasst. Stunden später waren sie tot.

Seit einer Weile hört man ungeduldiges Bellen von draußen. Ladany sagt, er habe »Hunde-Pflichten«. Der große, alte Hund zieht den kleinen, alten Mann dann hinaus in die Wüstenabendsonne. Alle folgen dem Gespann, das Gespräch verlagert sich auf die Straße. Omer wurde in den 1950er-Jahren von Einwanderern aus Ungarn und Rumänien gegründet. Heute ist es ein stiller Vorort, in dem Sängern, Schauspieler, Generäle und diverse Olympia-Athleten leben. »Wie lange willst du laufen?«, fragt Tsabari besorgt.

Wann haben Sie vom Tod Ihrer Kameraden erfahren?

TSABARI Am nächsten Morgen. Zunächst hieß es, alles sei nach Plan abgelaufen, die Geiseln seien wohlauf. Ihr Tod nimmt mich bis heute mit, wenn ich daran denke. Nur wenn ich trinke, geht es mir besser.

LADANY Etwa gegen Mitternacht hörten wir im Radio, dass alle gerettet seien. Früh am Morgen dann erfuhren wir vom Resultat der Aktion. Alle weinten. Ich nicht. Ich kann nicht mehr weinen, das war immer so. Als wir nach der Trauerfeier am 6.



September wieder zurück ins Apartment kamen, hörte ich jemanden vor meiner Tür weinen und mit den Polizisten streiten. Es war mein Freund, der Schweizer Geher Alfred Badel, der dachte, ich sei tot. Mein Name war anfangs nicht auf der Liste der Überlebenden. Auch meine Frau in Israel hatte bis ein Uhr nachts gedacht, ich sei unter den Geiseln.

Wann haben Sie Ihre Familie erreicht, Herr Tsabari?

TSABARI Ich sprach meine Eltern erst, als wir wieder in Israel waren. Verheiratet war ich noch nicht. Ich half in München, die Särge ins Flugzeug zu stemmen. Zurück in Israel besuchte ich zuerst die Familien der Toten, weil ich wollte, dass sie erfuhren, was genau passiert war. Erst dann kam ich nach Hause.

Weil Ihr Name auf der Liste der Überlebenden fehlte, Herr Ladany, stand in einer israelischen Zeitung zunächst: »Ladany entkommt dem Schicksal in Deutschland nicht ein zweites Mal«.

LADANY Ja. Aber vor allem beschäftigte sich die Presse mit der Forderung, die Spiele abubrechen. Ich war von Anfang an dagegen.

Warum?

LADANY Die arabischen Staaten hatten seit Jahren versucht, uns Israelis von großen Sportereignissen auszuschließen. Und jetzt sollte man ihren Willen durchsetzen, nachdem elf unserer Kameraden umgebracht worden waren? Den Terror auch noch belohnen? Nein! Außerdem verstanden viele nicht, dass in München fast 10 000 Sportler waren, die für Jahre ihr Leben diesem Ereignis geopfert hatten. Hätte man deren Traum und den der Millionen Zuschauer zerstört, hätten noch mehr Menschen Israel gehasst.

TSABARI Dass die Spiele weitergingen, war ein Sieg gegen den Terror. Und ein weltweites Symbol für den Frieden. Aber die Deutschen haben auch so einen hohen Preis gezahlt dafür, dass die Terroristen in München zuschlugen. Das Blut klebt an diesen schönen Spielen.



Ladany, sein Hund oder beide zusammen haben mittlerweile Gad Tsabari und den Fotografen abgehängt. Ein kalter Wind bläst.

Vor den Olympischen Spielen 2012 in London lehnte der damalige IOC-Präsident Jacques Rogge Ihre Bitte ab, auf der Eröffnungsfeier eine Gedenkminute für die Opfer von München einzulegen. Glauben Sie noch an den olympischen Geist?

LADANY Ein Gedenken wurde ja schon 1976 bei den Spielen abgelehnt. Aus Angst, arabische Staaten zu verärgern. Es ist eine Schande. An den olympischen Geist glaube ich trotzdem noch. Es gibt nichts Schöneres als diese Zusammenkunft der Sportler aus aller Welt. Mir gefallen nur die zunehmende Professionalisierung und Kommerzialisierung nicht. Wir waren damals alle Amateure. Das war noch ein ehrlicher Wettbewerb.

Ist die Nacht von München für Sie ein Trauma, so wie für Gad Tsabari?

LADANY Nein. Erstens hatte ich Glück, dass unter den Toten abgesehen von David Berger, den ich etwas kannte, keine engen Weggefährten von mir waren. Und zweitens hatte ich vorher in meinem Leben schon zu viel Leid gesehen. Größeres.

Es kann nach Bergen-Belsen kein Trauma mehr geben?

LADANY Es war ja nicht nur das KZ. Vorher lebten wir im Ghetto. Und mein Lebenstrauma war es, mit acht Jahren von meinen Eltern in einem Kloster versteckt zu werden. Dort litt ich jeden Tag Angst, als Jude enttarnt und auf der Stelle erschossen zu werden. Der Holocaust hat mein Leben und meinen Charakter geformt. München 1972 nicht. Einen Monat nach der Geiselnahme nahm ich gegen den Willen des israelischen Verbandes an den Weltmeisterschaften über 100 Kilometer in Lugano teil. Und ich gewann. Der erste israelische Weltmeister, den es in irgendeiner Disziplin gab. Ich lief weiter. Bis heute. Die meisten Überlebenden von 1972 hörten danach auf mit dem Sport.

Zurück im Haus. Es ist kühl geworden. Ladany bietet Decken an. Er wirkt erschöpft. Beim Reden schließt er oft die Augen. Tsabari ist nach dem Ausflug noch schweigsamer geworden. Zwischenzeitlich hat er mit seiner zweiten Frau telefoniert.



Herr Tsabari, wäre Ihr Leben anders verlaufen ohne den Anschlag?

TSABARI Ja, total. Ich hörte mit meinem Sport auf. Ich ging zu einem Psychologen, der mir riet, ihn wieder aufzunehmen, auf welche Weise auch immer. Also begann ich, andere Ringer zu trainieren, später taubstumme Kinder. Aber ich selbst habe keinen Kampf mehr bestritten. Vor dem Anschlag hatte man gesagt, 1976 könnte ich eine Medaille gewinnen. Aber was sollte das noch? Ich arbeitete lange in einer Zeitungsdruckerei. Weil man da nachts arbeitet. So musste ich mich nicht ins Bett legen und an die Schüsse denken. Einmal nach München bin ich nachts mit dem Kopf gegen eine Tür gerannt, ich hatte schreckliche Alpträume, jede Nacht rannte ich vor den Terroristen davon. Mein Vater fragte, was mit mir los sei. Nichts, sagte ich. Danach vermied ich zu schlafen, wenn mein Vater im Haus war. Ich wollte nie mehr schlafen. Bis heute schlafe ich kaum mehr als zwei Stunden durch. Dann eröffnete ich Restaurants und Bars. Da arbeitet man auch nachts. Und man kann bei der Arbeit trinken, Brandy, Cognac, das hilft. Zwei Jahre habe ich es mit Valium versucht. Aber mein Valium ist Alkohol.

LADANY Man muss sagen, dass niemand von uns anderen erlebt hat, was Gad erlebt hat. Nur er war in der Hand der Terroristen, bevor er entkam.

Haben Sie so etwas wie Überlebensschuld gefühlt?

TSABARI Überhaupt nicht.

LADANY Oft wurde mir gesagt, ich hätte Glück gehabt, dass ich in Apartment zwei war und nicht in Apartment drei, wo Gad war. Mittlerweile glaube ich aber, dass es mit Glück oder Zufall nichts zu tun hatte, sondern der Plan der Terroristen war. Das Kommando hatte sich ja vorbereitet. Das war nicht schwer: Jeder Besucher hatte damals eine Karte des Olympia-Geländes bekommen. Und die Deutschen waren die ersten Olympia-Ausrichter, die der Öffentlichkeit alle Informationen über jeden Athleten bereitstellten: Es gab im Olympischen Dorf Drucker, die auf Knopfdruck die Vita jedes Sportlers auswarfen. Unter den acht Terroristen war einer, der Bauarbeiter für das Olympiadorf war, ein anderer arbeitete im Planungsbüro. Ich nehme an, die



Terroristen wussten, dass in meinem Apartment zwei exzellente Scharfschützen wohnten, die auch die Erlaubnis hatten, Waffen zu tragen. Sie wollten wahrscheinlich vermeiden, auf bewaffneten Widerstand zu stoßen.

Hatten Sie Rachegefühle?

LADANY Wir wussten durch die israelische Presse bald, dass der Mossad alle bestrafen würde, die an der Planung und der Ausführung des Anschlags beteiligt waren. Wir bekamen mit, wenn einer in Paris oder London liquidiert worden war und auch was seine Rolle gewesen war. Aber nach einigen Jahren las ich in einem Artikel, dass einer der Hintermänner im Libanon ein sehr luxuriöses Leben führte. Ich habe den Zeitungsausschnitt aufgehoben und zusammen mit einem Brief an den damaligen israelischen Verteidigungsminister geschickt, Ezra Weizmann, der später Präsident wurde. Ich schrieb: Um weitere Anschläge zu verhindern, muss der lange Arm Israels tätig werden. Nach einer Zeit kam die Antwort, dass mein Brief an die entsprechende Stelle weitergeleitet wurde. Nach einer Weile ging die Nachricht herum, dass den Mann im Libanon das Schicksal seiner Mittäter ereilt hatte.

Ladany lächelt, als er das erzählt. Tsabari wirkt unruhig. Er wird jetzt gleich lauter werden, redet mehr auf Englisch als zuvor, als wolle er nicht mehr unterbrochen werden.

TSABARI Ich war auch zufrieden, dass der israelische Staat diejenigen bestrafte, die verantwortlich für den Anschlag waren. Ich nahm das persönlich. Der Anschlag hatte es mir unmöglich gemacht, glücklich und zufrieden aus München wieder nach Hause zu fahren.

Heute weiß man, dass die deutschen Organisatoren und die Polizei schwere Fehler machten. Auch danach bei der Aufklärung lief vieles falsch. Und direkt nach dem Massaker wurde den Hinterbliebenen über das Rote Kreuz zwar eine Million Mark ausgezahlt. Aber erst dreißig Jahre später zahlte Deutschland weitere drei Millionen Euro. Macht Sie all das wütend?



TSABARI Meine psychischen Probleme gingen nicht mehr weg. Ich bin als Halbinvalide anerkannt. Ich habe bald nach dem Anschlag versucht, Ansprüche auf Schadenersatz von der deutschen Regierung zu bekommen. Sie schrieben mir, dass sie eine Entschädigung für alle Hinterbliebenen bereitgestellt hätten – aber auch für alle anderen Leidtragenden des Anschlags. Der israelische Staat aber erkannte meine Ansprüche nicht an. Ich hätte doch überlebt. Ich wollte Golda Meir deshalb verklagen, doch sie genoss zu der Zeit Immunität als Mitglied der Knesset. Ich bekam nur eine Rente für Opfer von Hasskriminalität gegen Israelis in Höhe von etwa 500 Schekel im Monat (etwa 140 Euro, Anmerkung der Redaktion).

Gad Tsabari erzählte uns auf der Fahrt hierher, dass er glaubt, es liege an seinen jemenitischen Wurzeln, dass keine Entschädigung an ihn floss.

LADANY Das glaube ich nicht. Das ist eine rein juristische Sache.

TSABARI Was glaubst du nicht?

LADANY Dass es rassistisch motiviert ist.

TSABARI Doch, doch, weil ich schwarz bin! Zehn Minuten war ich in den Händen der Entführer. Ich wurde mit der Kalaschnikow bedroht, aber ich habe sie weggestoßen und bin rausgerannt. Ich war derjenige, der Alarm geschlagen hat! Wenn ich das nicht getan hätte, wären noch mehr gestorben. Warum ist das alles nichts wert?

Sie scheinen mehr Wut auf die israelische Regierung zu haben als auf die deutschen Verantwortlichen von damals.

TSABARI Das ist korrekt.

LADANY Bei mir gab es Wut auf die Deutschen. Ich verstehe, dass man die Befreiungsaktion außerhalb des Olympiadorfs durchführen wollte, nicht unter den Augen der Weltpresse. Ich verstehe sogar, dass Deutschland aufgrund seiner Geschichte und aus Stolz darauf verzichtete, dabei israelische Hilfe oder Führung anzunehmen. Aber ich war doch überrascht, wie wenig man auf eine solche Situation vorbereitet war. Dass es etwa niemanden gab, der die Zahl der Terroristen feststellte, als sie die Hubschrauber betraten, und diese Information an die Kräfte am Flughafen



weitergab. Und dass man die beiden Hubschrauber nicht unter einem Vorwand an verschiedene Orte schickte. Es gab ein großes Ausmaß an Unerfahrenheit oder Dummheit. Richtig zornig machte mich aber erst zu hören, dass es im Fluchtflugzeug ein Einsatzkommando gab, dessen Mitglieder aber die Courage verloren und das Flugzeug wieder verließen. Auch der Deal, den es gab, als drei der Terroristen freikamen, machte mich wütend.

(Am 29. Oktober 1972 entführte ein palästinensisches Kommando die Boeing des Lufthansa-Flugs 615 und presste drei inhaftierte Attentäter frei –Anm. d. Red.)

Sie waren beide im Krieg. Wie sehr hat Sie diese Erfahrung geprägt?

LADANY Ich nahm als 16-Jähriger an Freiwilligenkursen der Armee teil und schoss ausgerechnet aus deutschen Krupp-Kanonen. Als 1967 der Sechstagekrieg ausbrach, war ich 31 und machte meinen Doktor an der Columbia-Universität in New York. Ich war Reserveoffizier der Artillerie. Es gingen keine Passagierflüge nach Israel. Aber ich hörte von einem Frachtflugzeug, das startete. Am zweiten Kriegstag kämpfte ich in der Wüste Sinai.

TSABARI Ich war damals auch im Sinai, mit 23 Jahren. Als Morser. Aber da begann die Zeit der Funkgeräte. Meine Einheit war unterwegs in Richtung Suezkanal.

LADANY Ägyptens Präsident Nasser sagte, er wolle uns Juden ins Meer drängen. Spätestens da wusste ich: Wir werden immer um unsere Existenz kämpfen müssen.

TSABARI Es war schlimm, die Toten zu sehen. Aber wir wussten, wofür wir kämpften.

LADANY Ich habe die Araber nie gehasst. Geliebt aber auch nicht. Ich war bereit zu sterben. Und zu töten?

LADANY In der Artillerie sieht man die Ergebnisse zum Glück nicht. Das hilft. Nach Olympia, 1973, brach dann der Jom-Kippur-Krieg aus, während ich in Missouri an der 100-Meilen-Meisterschaft teilnahm. Ich gewann, nach knapp 20 Stunden.



Meine Frau und ich hatten ein kleines Kind. Aber ich flog sofort nach Israel und war drei Wochen im Krieg.

TSABARI Dieser Kampf hat angefangen, bevor wir überhaupt geboren wurden. In Jemen lebten meine Vorfahren einst gut zusammen mit den Arabern. Aber das ist lange vorbei. Zu kämpfen, das ist mein Leben. Und wer uns töten will, den müssen wir töten. Lange hatten wir kein Land. Jetzt müssen wir dafür sorgen, dass dieses Land bleibt.

LADANY Meine älteste Erinnerung ist, wie die Luftwaffe uns bombardiert hat, 1941. Wir gehörten in Jugoslawien zur Mittelklasse, wir lebten in Belgrad in einer eigenen Villa. Ich weiß, wie es krachte und meine Oma sich über mich warf. Wir flohen nach Ungarn, und aus der Zeit erinnere ich mich, wie meine Mutter einmal tagelang weinte. Zwei Kinder waren zu uns gezogen, ein sechs Monate altes Baby und ein Mädchen, fünf Jahre alt. Es waren Cousinen von mir. Später erst erfuhr ich deren Geschichte: In der Geburtsstadt meiner Mutter hatte der ungarische General eine Liste aller Juden angefertigt. Alle wurden zur Donau gebracht. Es war Januar 1942. Man schlug ein Loch in das Eis, erschoss alle Kinder, Frauen, Männer, und warf sie in das Loch. 2000 Menschen starben, auch die Eltern meiner Cousinen. Meine Großeltern entkamen dem Massaker. Sie starben erst in Auschwitz. Das sechs Monate alte Baby von damals ist übrigens meine Adoptivschwester Martha. Wir telefonieren heute jeden Tag.

Was wünschen Sie sich für den 50. Jahrestag der Spiele in München?

LADANY Alle Wurzeln, die zu solchem Terror führen, sollten eliminiert werden. Sodass so etwas nie mehr geschehen kann. Auch diejenigen, die zu solchen Massakern anstacheln, sollten eliminiert werden. Ich habe nichts gegen die Iraner, wir hatten exzellente Verbindungen zu Iran zur Zeit des Schahs. Aber die heutige Regierung Irans predigt die Vernichtung von Israel und den Juden.



TSABARI Ich wünsche mir bis zum Tage meines Todes, dass man nicht vergisst, dass meine Freunde starben. Ich wünsche mir, dass Frieden einkehrt in Israel. Kein Krieg mehr. Wir wollen Ruhe. Wir wollen leben, mehr wollen wir nicht.

Shaul Ladany wird die Gedenkveranstaltungen zum 50. Jahrestag in München besuchen, Gad Tsabari weiß es Ende Juni noch nicht. Zum Zeitpunkt des Interviews aber hatten beide noch gar keine offizielle Einladung erhalten. Ende Mai war von den Familien der elf getöteten Israelis zu hören, sie würden die Veranstaltung nicht besuchen, sollte die Bundesregierung dabei bleiben, dass keine weiteren Gelder gezahlt werden.

Ladany und Tsabari wirken an diesem Abend im März enttäuscht darüber, dass sie nicht eingeladen sind. Bei Tsabari kommt Bitterkeit dazu. Schon einmal sei er übergangen worden, schimpft er, allerdings nicht von den Deutschen. Als 2021 in Tokio zum ersten Mal eine offizielle Schweigeminute für die Opfer von München abgehalten wurde, hatte die israelische Delegation die Leichtathletin Esther Shahamorov mitgenommen, nicht ihn. »Weil ich schwarz bin«, glaubt Tsabari. »Sie hatte die Entführer gar nicht zu Gesicht bekommen.« Was er verschweigt: Shahamorov hatte beim Anschlag mit Amitzur Shapira ihren Coach und Entdecker verloren. Es ist spät geworden, draußen dämmert es. Die beiden Männer verabschieden sich. Tsabari sagt, Ladany solle mal nach Tel Aviv kommen, in seine Bar. Gewiss, sagt Ladany, dann sperrt er sehr langsam sein Gartentor zu.

Im Auto redet sich Tsabari noch einmal in Rage. Es verletze ihn, dass Ladany ihm nicht glaube, dass es in Israel Rassismus gebe. »Shaul wird das nie verstehen können, es ist nicht sein Problem«, sagt Tsabari. Aber er habe nicht unhöflich sein wollen. Ladany tue ihm leid, so alt und allein, mitten in der Wüste.

Gad Tsabari besteht dann darauf, in seiner Bar noch Wein und Steak zu servieren. Seine Frau Anna, ursprünglich von den Philippinen, steht bereits am Herd,



er hat ihr von unterwegs Bescheid gegeben. Tsabari wischt die Tische und poliert die Gläser. Es ist fast, als wolle er beweisen, dass er der bessere Gastgeber sei – auch wenn seine Bar nicht so beeindruckend ist wie das Haus von Shaul Ladany. »Pizza würde ich nie servieren«, sagt Tsabari.

Seine Frau lacht viel. Sie lebt schon viele Jahre in Israel, aber sie erzählt, vieles hier sei ihr noch immer rätselhaft. Auch dieser kleine Mann, den sie lieben lernte. Als sie ihn traf, sei er so traurig gewesen und in sich versunken. Sie konnte kaum glauben, dass er einst bei den Olympischen Spielen angetreten sei.

Tsabari legt einen Ordner neben die Steaks.

Zeitungsausschnitte und Dokumente fallen daraus. Da! Das hat er gesucht. Ein verblasster Schreibmaschinenbrief vom 27. Oktober 1973. Ein Hinterbliebener, das zeigt eine Übersetzung zurück in Deutschland, teilt ihm darin mit, sein Anwalt habe ihn wissen lassen, dass die Deutschen keine Einzelentschädigungen zahlen wollen, sondern eine Zahlung für alle. Das ist alles, was er hat.

Tsabari hält den Brief in die Höhe. Für ihn ist der vage Brief ein Beweis: Von dem wenigen Geld, das an die Opfer ging, hätte ihm auch etwas zugestanden. Was geschah noch in der Sache? Nichts, sagt Gad Tsabari, »they fucked me!«

Seine Frau wechselt das Thema. Sie erzählt von Tsabaris Kindern aus erster Ehe, die beide studiert hätten, als Erste in der Familie. Tsabari könne stolz sein. Und er lache auch wieder und gehe wieder aufrecht. Er müsse die Vergangenheit einfach loslassen.

Gad Tsabari legt den Ordner beiseite.

Nach dem Essen schenkt er noch ein paar Brandy ein. Als er 1972 nach der Rückreise aus München die Hinterbliebenen besuchte, sagt er, habe ihn die Schwester eines Toten regelrecht beschimpft. Sie sei wütend auf ihn gewesen. Seitdem rede er mit den Opferfamilien lieber nicht mehr. »Sie tragen mir noch immer nach, dass ich überlebt habe«, sagt Gad Tsabari. Er sei der falsche Überlebende.